

LUDWIG HARIG

## Das Rauschen des sechsten Sinnes.

### Vom Rohstoff zum Kunststoff und wieder zurück

Eines Tages hatte ich, als Zehnjähriger vielleicht, einen Schulaufsatz mit den folgenden Worten begonnen: "Brr! der Wecker rappelt. Fröhlich springt mein Vater aus dem Bett. "Als mein Vater diese beiden Sätze gelesen hatte, sagte er: "Wer schreibt, der bleibt!"

Von diesem Augenblick an habe ich geschrieben; ich saß in der Küche am Küchentisch, in der Schule in meiner Schulbank, im Garten auf einem Gartenstuhl, und schrieb. In meinem Kopf schwirrten die Wörter, sie wirbelten in den Ganglien, wühlten in den grauen Zellen, ich warf sie auf die eine und dann wieder auf die andere Seite, ich ordnete sie erst nach der Länge und später nach ihrem Klang, tauschte sie ineinander und spielte ein aufregendes Sinn- und Verwirrspiel, und im Nacken sträubten sich mir die Haare vor lauter heiligen Schauern, die mir den Rücken hinunterliefen bis in die Zehenspitzen, und so ergeht es mir heute noch.

Ich sprach und hörte, und ich hörte und sprach; ich schrieb und las, und ich las und schrieb, aber das Schreiben war mir immer das Abenteuerlichste, und es hatte Folgen. Denn schreibend verwandelte ich mir die Welt, und nur schreibend ließ sie sich von mir verwandeln. Die Welt war voller Wörter, sie war vollgestopft davon, hier in den Köpfen, dort in den Büchern, lauter Rohstoffe, spitzige Wörter wie Rohdiamanten, rohe Brocken, wie sie jedermann aus dem Halse drängen, auf der Zunge liegen, von den Lippen springen, dem Fuhrmann Antes zum Beispiel, wenn er mit seinem Schimmel sprach, oder Großvater aus dem Oberdorf, wenn er auf die Spatzen fluchte.

Da gab es aber auch die Wörter in der Saarbrücker Zeitung, auf die wir abonniert waren, und in der Berliner Illustrierten, die Tante Erna jeden Samstag aus Saarbrücken mitbrachte, da gab es Wörter in geheimnisvollen Märchensammlungen und im evangelischen Gesangbuch, in Großvaters dickem Lexikon und in Vaters dreibändiger Bibliothek des Wissens und der Bildung für den Schul- und Selbstunterricht von Herrn Übelacker aus der königlich-preußischen Unteroffizierschule. Ich stürzte mich auf die gesprochenen und die geschriebenen Wörter und verleibte sie mir ein, um mit ihnen allen mein freies und frivoles Wörterspiel zu treiben, das mir am Ende aber immer mißlang, weil ich ja nicht wissen konnte, wie ich es anstellen sollte, die

Wörter so kunstvoll und zugleich so zauberhaft auf dem Papier zu ordnen, daß nicht nur mich und meinen Vater, sondern die ganze alphabetische Welt die heiligen Schauer schütteln würden.

Ich entsinne mich eines Tages im Sommer, als ich mit dem Wilhelm-Busch-Album hinter dem Haus im Gras lag, genau wie der Dichter Bählmam, dessen Geschichte ich eben las, da hatte ich eine Erleuchtung, aber nicht mit Blitzen und Gloriolen; es rauschte in meinen Ohren. Mir war aber kein Ohrwurm ins Ohr gekrochen wie Bählmam, nein, mir rauschte es im Ohr von den Wörtern, die ich las, und dieses Rauschen hat seitdem nicht mehr nachgelassen. Ich las:

“Im Durchschnitt ist man kummervoll  
Und weiß nicht, was man machen soll.  
Nicht so der Dichter. Kaum mißfällt  
Ihm diese altgebackne Welt,  
So knetet er aus weicher Kleie  
Für sich privatim eine neue  
Und zieht als freier Musensohn  
In die Poetendimension.”

“Vater”, sagte ich, “was ist eine Dimension?” und mein Vater, in seiner knappen Art, aufgerufen zu einer lebensentscheidenden Antwort, sagte: “O je!” und dann fügte er hinzu: “Länge, Breite, Höhe, das sind die drei Dimensionen. Die Stuhlkante ist die erste, die Sitzfläche ist die zweite, der ganze Stuhl ist die dritte Dimension. “Nun wußte ich also schon, daß der schreibende Mensch auf und sozusagen in der dritten Dimension sitzt, durch die vierte Dimension, die die Dimension der Geister ist, schnurstracks hindurchfährt in die fünfte, die nur den Schreibenden vorbehalten ist, denn es geht ja, nachdem es geheißen hatte:

“Und zieht als freier Musensohn  
In die Poetendimension”

weiter:

“Die fünfte, da die vierte, jetzt  
Von Geistern ohnehin besetzt.  
Hier ist es luftig, duftig schön,  
Hier hat er nichts mehr auszustehen.”

Sollte das Schreiben etwa Fliehen bedeuten, ein Ausflug auf die ergötzliche Spielwiese, ein Lustwandeln zwischen Rosen und Lorbeer? Sollte ich mich durch das Schreiben in ein Wolkenkuckucksheim flüchten, mich in ein fernes, sanftes Luftreich fortheben können? Und würde das überhaupt ein erstrebenswertes Ziel sein? Inzwischen schrieb ich

weiter, ohne zu wissen, was das Schreiben eigentlich sei; ich jonglierte mit meinen Wörtern im Kopf und schrieb sie aufs Papier und kümmerte mich nicht darum, ob es etwas bedeutete oder gar lebensentscheidend sei. Doch als ich, sehr viel später, von den Sprachwissenschaftlern erfuhr, daß das, was ich da tat, "die Umkodierung kognitiver, phonetischer und graphemischer Vorlagen in die entsprechenden graphomotorischen Innervationsmuster und die ihnen entsprechenden Bewegungsabfolgen" sei und sich diese Umkodierung in meinem besonderen Falle nicht auf andere Konstituenten des Kommunikationsprozesses beziehe, sondern auf sich selbst, und einer von ihnen als beispiel den wunderbaren Satz von Gertrude Stein zitierte: "a rose is a rose is a rose", da wußte ich: nur in meinem spielerischen Schreiben selbst würde ich mein Tun erkennen, nur schreibend würde ich das Schreiben beschreiben können.

Der Satz von Gertrude Stein lautet nämlich gar nicht: "a rose is a rose is a rose", so als ginge es reihweis weiter und immer voran in einem endlosen Rosenspalier, sondern: "a rose is a rose is a rose is a rose", und erst diese schöne Gleichsetzung einer Rose mit sich selbst und obendrein auch noch eines Satzes mit sich selbst, dieser zarte Anhauch einer zauberischen Tautologie macht das Schreiben zum Schreiben: vor meinen Augen breitet sich ein aufgeschriebener Rosengarten, ein eingewinkeltes Beet, ein ausgezirkeltes Rondell, ein wortwörtlicher und zugleich übertragener, ein wirklicher und möglicher, ein Zweibrücker Rosengarten und ein Garten Eden, von Gertrude viel akkurater und doch wieder labyrinthischer geschrieben als etwa von Le Notre gepflanzt, der ja bekanntlich ein Meister im geometrischen Stil gewesen und ein Vorbild für alle Ornamentalisten geblieben ist. "Die Rose im Möglichsein und die Rose im Wirklichsein und die Rose im Wirklichsein und Möglichsein ist eine und dieselbe", schreibt Nikolaus von Kues, mein philosophischer Gewährsmann von der Mosel.

Ja, das Schreiben ist also doch wohl etwas anderes als das pure Umkodieren in Innervationsmuster, es geht nicht in einer Richtung mit dem Schreiben, es geht vorwärts und wieder zurück, es geht in die Quere und in die Irre, es geht in ihm wahrlich nicht nach den Gesetzen der Logik vor. Beim Schreiben kommt zur fünften Dimension die sechste hinzu; sechs, das ist die Zahl der Anagramme und der Analogien, das dreimal Verdoppelte, damit es nicht mehr nur die Umkehrung, nicht nur das Gegenteil von etwas, sondern durch dreimaliges Verdoppeln etwas ganz Neues ist, das die Wörter vorführen. Nicht die Drei und nicht die Sieben, die Sechs beherrscht das Schreiben, kongruente Hexagone, magische Hexagramme, springlebendige Hexameter, und ist nicht die Bibliothek von Babel, die Jorge Luis Borges beschreibt und die alle möglichen Bücher enthält, worin alles Geschriebene, was zu schreiben kombinatorisch

möglich ist, nachzulesen steht, aus lauter sechseckigen Galerien gebaut?

Ich nehme die rohen, die ungefügten Wörter, wo ich sie antreffe, mein Schreiben ist ein einziges Ausprobieren und Erfinden, ein Stauchen und Strecken, ein Streicheln und Prügeln der Wörter in Buchstabenrätseln und doppelten Rösselsprüngen, in Abzählversen und Wechselgesängen, und schreibend spiele ich mit im Trojaspiel und im Labyrinthtanz, schreibend sage ich auf das Sechserinmaleins der Hexe und die Zehnerreihe des Athanasius Kircher. Was sagt die Hexe im "Faust"?

"Du mußt verstehn!  
Aus Eins mach Zehn,  
Und Zwei laß gehn,  
Und Drei mach gleich,  
So bist du reich.  
Verlier  
die Vier!  
Aus Fünf und Sechs –  
So sagt die Hex –  
Mach Sieben und Acht,  
So ists vollbracht:  
Und Neun ist Eins,  
Und Zehn ist keins.  
Das ist das Hexen-Einmaleins!"

Die lexikalische Vielfalt, die syntaktische Variation: Goethes Hexeneinmaleins, Gertrude Steins Rose, Wilhelm Buschs Balduin Bählaam, das ist meine Kleie, die erste grob, die zweite fein, die dritte kunterbunt gemahlen. Auf wundersame Weise sind diese Kleien zusammengelassen, obgleich sie aus so verschiedenartigem Rohstoff geschrotet scheinen. Aber nun sind sie in meinem Kopf ineinandergelassen, kein Silbenkompott, kein Letternkleister, kein Wörterbrei; wie ein lucker Hefeteig, wie ein lummerer Backpulverkuchen, wie eine eingebackene Wildpastete, gehen die Wörter auf, und bevor ich überhaupt dazu komme, sie aufzuschreiben, rumoren sie in allen meinen Sinnen. Ich schmecke sie, ich höre sie aber auch, ich taste sie, ich sehe sie aber auch, und nur, wer eine gute Nase hat, riecht auch den Braten. Es ist ein Mirakel: mein Hirngespinnst ist zum Wortgeflecht geworden; ich schreibe.

Unversehens geht es mit den Wörtern von der Hand ins Auge, von der Zunge ins Ohr, und was für ein Erregen im Ohr! was für ein Erkennen im Auge! Die Wörter blitzen, die Wörter donnern: zum Seh- und Hörsinn, zum Tast- und Schmecksinn, zum feinnervigen Riechsinn ist als sechster der Schreibsinn hinzugekommen, und er ist es, der so gewaltig rauscht,

ohne daß ein Ohrwurm durch den Kopf hindurchkriecht. Aber was ist es, das so rauscht? Und ist es wirklich im Ohr zu hören, oder vielmehr im Munde? Kommt es vielleicht vom säuselnden Sprechen, oder kommt es von der Feder, die so zischend über das Papier fährt? Sind es einzelne Wörter, ist es ein einzelnes Blatt, oder ist es ein ganzes geschriebenes Buch, das so rauscht?

Leibniz sagt, die Bewegung eines einzigen Blattes hörten wir nicht, wohl aber das Rauschen des Waldes, und er sagt sich zu Recht, daß dieses Summa Summarum nicht aus lauter Nullwerten bestehen kann, wie es die Mengenmathematik suggeriert. Nein, es sind die unterschwelligten Kräfte, die "petites perceptions", die dieses Rauschen des Schreibsinns in Gang halten. Es rauscht und rieselt und zwitschert sogar; aber nicht in diesem sechsten Sinnesorgan rauscht und zwitschert es, der sechste Sinn selbst ist es, der so wortreich rauscht. Und er rauscht nicht umsonst.

Schreiben ist taufen und umtaufen, ist pflanzen und umpflanzen, ist biegen und umbiegen; Schreiben ist Wörter bringen, ist Wörter setzen, ist Wörter wenden, aber auch umwenden, umsetzen, umbringen, und nicht nur ein Umbringen von Wörtern selbst im Schreiben, sondern auch ein Umbringen dessen und derer, die die Wörter nennen. Aber das ist kein Umwenden mit Heugabeln, kein Umsetzen mit Schaufeln, kein Umbringen mit Äxten und Revolvern, auch wenn Wolfgang Weyrauch in den fünfziger Jahren gesagt hat, sein Gedicht sei ein Messer.

O nein, im Schreiben geht es ganz kultiviert zu, wie auch im Sprechen schon. Das Umbringen ist ein Verwandeln, die Wörter verpuppen sich, die Wörter mausern sich, sie kehren verändert zurück und sind nicht mehr dieselben. Im sprechenden Schreiben verschwindet das Schreiben wie im schreibenden Sprechen das Sprechen verschwindet; wie im Liebesrausch taucht das eine in das andere ein, anmutige Metamorphosen geschehen, es ist kein ordinäres Bäumchen-wechsle-dich, kein sportliches Umsatteln, kein theatralischer Rollentausch, wie sich der hörende Sprecher als sprechender Hörer und der lesende Schreiber als schreibender Leser im sprechenden Leser und im lesenden Sprecher, aber auch im hörenden Schreiber und im schreibenden Hörer wiederfindet: lauter "petites morts", lauter "belles morts"; und dieses Liebesspiel, das der Schreibende ein Leben lang mit den Wörtern zubringt und nicht mit den Personen und den Dingen, die sie bezeichnen, ist nicht ein unverbindliches Tändeln und Schäkern mit Wörtern, obgleich der Rohstoff längst zum Kunststoff geworden ist, mit dem man ja bekanntlich alles machen kann.

Nein, mein Wörterspiel ist mein Lebensspiel, Wörter sprechend und Wörter schreibend, sprechend schreibend und schreibend sprechend lebe ich.

Ist nicht mein eigenes Schreiben ein Sprechen und mein Sprechen ein Schreiben zugleich? Was tat ich denn in dem Augenblick, in dem ich dieses schrieb? Ich schrieb vom Sprechen über das Schreiben. Und was tu ich in diesem Augenblick, in dem ich zu Ihnen spreche? Ich spreche vom Schreiben, ja ich spreche vom Schreiben über das Sprechen, das mein Leben ist und das ich tun muß, sonst hielte ich es gar nicht aus. Als sprechender Schreiber, als schreibender Sprecher führe ich mein Doppelleben; zur Einbildungskraft ist die Eintönungskraft hinzugetreten, und ich muß zusehen und zuhören, wie ich dieses vertrackte Doppelspiel kultiviere.

“Der kultivierte Mensch hat seine Energie nach innen”, sagt Spengler im “Untergang des Abendlandes”, und Novalis sagt: “Aller innerer Sinn ist Sinn für Sinn.” Ein kultiviert Gesprochenes ist folglich so fein verwandelt, daß, während der Sprecher spricht, der Hörer ihm zugleich die Wörter von den Lippen liest; das kultiviert Geschriebene aber muß sich als ein so empfindlich Hergestelltes entpuppen, daß, während der Schreiber schreibt, der Leser ihm im Voraus schon die Wörter von der Feder hört. Sie sehen, meine Damen und Herren, wie Hören und Sprechen, wie Lesen und Schreiben nicht einfach nur vier Fertigkeiten sind und das Schreiben die vierte und letzte und höchste unter ihnen ist, sondern wie sie synästhetisch ineinandergreifen in diesem Prozeß des Umbringens wie die kombinierten Griffe in einem tödlichen Ringkampf.

Was ist das Geschriebene? “Was ist ein literarischer Text?” fragt der Professor aus Düsseldorf; er ist nach Saarbrücken gekommen und erzählt den Sprach- und Literaturwissenschaftlern noch einmal die Geschichte vom sakralen Überich, vom anarchischen Es und dem armen geplagten Ich in der Mitte, das erst dann souverän und irenisch werden kann, wenn es den polemischen Vater getötet und die naive Mutter beschlafen hat. “Ein Ursadismus”, sagt der Professor, “pervertiert in maschineller Substitution.” Ja: “was ist ein literarischer Text –psychoanalytisch?” fragt der Philosoph und Psychoanalytiker, und er antwortet: “Texte sind Weibslischen.” Die Mutter wird durch das Geschriebene zur heiligen Prostituierten, und im Selbstbezug des narzißtisch Schreibenden wird sie wieder jungfräulich; sie ist im Opfermahl verzehrt, kannibalistisch verwandelt, zur eschatologischen Figur geworden. Der Schreibende hat Hand an den Vater und Hand an die Mutter gelegt, er hat den phallischen Stift ergriffen und an das jungfräuliche Papier gerührt; zum Glück für mich, ich lasse die Schreibmaschine beiseite und halte den Stift fest in der Hand, mein Kannibalismus ist noch nicht in maschineller Substitution verkommen. O weh! auf wie schmäbliche Weise bringt es die Kreativität zu lauter hingeopferten Müttern! Was ist aus den Schreibenden, was ist aus mir geworden?

Fünzig Jahre lang schreibe ich nun schon, mein Lebensweg startt von Mutterleibern, er ist von Weibsliechen übersät, von Opferlammern gepflastert. Da liegt meine Mutter, und da liegen auch die Großmütter alle beide, da liegen Tante Luise und Tante Else und meine beiden Tanten Erna, womöglich meine Kusinen und wer weiß welche jokastischen Substitutinnen noch aus der näheren und weiteren Verwandtschaft, die mich gewaschen und gekämmt und mir die Fingernägel geschnitten haben, ohne zu ahnen, wie sie den lüsternen Schreibsinn des Ödipus geweckt und schutzlos in seine phallische Feder gelaufen sind.

“Brr! der Wecker rappelt. Fröhlich springt mein Vater aus dem Bett.” Meine erste Weibslieche. Lieber, kluger Vater, mit dem ersten Klingelzeichen ist er fröhlich aus den Federn gesprungen und hat dem todes-süchtigen Ödipus die Walstatt überlassen. So ist der Kunststoff wieder zum Rohstoff geworden, auf dem Weg allen Fleisches, und was bleibt übrig? Wortleichen, Wortasche, Wortstaub. Da stehe ich nun, und der Kreis ist geschlossen: das Einmaleins, das Rosenrondell und auch Balduin Bählamms Lebenslinie haben sich im Hexenring zum hermeneutischen Zirkel geschlungen.

“Ich kenn es wohl, so klingt das ganze Buch! / Ich habe manche Zeit damit verloren; / Denn ein vollkommener Widerspruch / Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren”, sagt Mephisto, und er fährt fort: “Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, / Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.” Und was ist mit Gertrude Stein, die ja eine Frau gewesen ist? Der Professor zitiert Lacan und sagt: “La femme n'existe pas!” und flugs wird die psychoanalytische Flittchen- zur Strichjungentheorie, denn die amerikanische Elektra hat es mit ihrem Bruder. “Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose ist eine Rose”, heißt es bei Gertrude, und dann fügt sie hinzu: “und als ich das dann später zu einem Ring gemacht hatte, machte ich Poesie und was tat ich ich liebteste liebteste ganz und gar”, und schon drei Seiten weiter ist von ihrem Bruder Leo die Rede und von einem Liebesgedicht: “Dieser ältere Bruder hatte gerade eines geschrieben und es sagte daß er oft gesessen und irgend einen kleinen Grasfleck angeschaut hätte und das sei einfach ein Grasfleck gewesen wie Gras ist, aber jetzt war er verliebt und so war der kleine Grasfleck voller Vögel und Bienen und Schmetterlinge.”

Ein Aufflug steht bevor, vielleicht ein Absturz. Sehen wir, wohin es Balduin Bählam am Ende gebracht hat, nachdem es ihm nicht gelungen war, Weibsliechen zu produzieren. Der Ohrwurm wühlt ihm im Ohr, Rieke Mistelfink schickt ihm die Ziege auf den Leib, Krischan durchbohrt seinen Schirm mit der Sense, schreckliche Kapricen und Kastrationen! Am Ende flüchtet er sich in einen Liebestraum mit zwei Frauen, da heißt es:

“Und selig will er sich erheben,  
Um mit der Dame fortzuschweben.  
Doch ach! Wie schaudert er zusammen!  
Denn wie mit tausend Kilogrammen  
Hängt es sich plötzlich an die Glieder,  
Hemmt das entfaltete Gefieder  
Und hindert, daß er weiterfliege...”

Noch also hat er das Weib nicht mit der Feder getötet, noch also sind Kilogramme und Federn nicht eins geworden, noch schwingt er sich nicht auf aus dem Federbett, das ich schon mit dem ersten Sonnenstrahl ver- lasse, fröhlich wie mein Vater. Ich rufe “Heureka!” genau wie Archimedes und auch aus dem gleichen Grund. Wir haben nämlich den Auftrieb ent- deckt, er das hydrostatische Grundgesetz und ich das angelische Luft- kutschen mit den Wörtern, die ich sprechend aufschreibe und schreibend ausspreche. Csupan singt im “Zigeunerbaron: “Das Schreiben und das Lesen/ Sind nie mein Fall gewesen”, und der moderne Legastheniker ant- wertet ihm: “Das Lesen und das Schreiben/ Das laß ich lieber bleiben”.

Nein, in der Operette und in der neuen Schule ist die Kultur des Schrei- bens verpönt. Aber: “Wer schreibt, der bleibt”, sagte mein Vater, und folglich gilt wohl doch: “Wer spricht, bleibt nicht”, und so höre ich lieber auf zu sprechen und wende mich wieder dem Schreiben zu.